

371 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

—Ay, sagte Wolsey und trat durch eine der Abteilungs-schranken, so daß er jetzt zwischen den beiden Kontoren stand — ich habe jetzt nicht Zeit, das ganze Personal zu begrüßen. Ich hätte sonst gern jedem einzelnen besonders gedankt für treue und aner kennenswerte Arbeit im Dienste der Linie. Leider muß ich unberzüglich weiterreisen. Und leider muß ich auch in aller Kürze mitteilen, daß das Hauptquartier in London einschneidende Veränderungen bestimmt hat, Bestimmungen, für die ich bloß ein außerhalb stehender Dolmet scher bin. Die Linie soll neu organisiert werden. Unser Herr Curtiss (und hier heftete er einen funkelnden Monokelblick auf Mr. Ranch, der nach einer Schreibmaschine als Stütze griff) hat leider in seinen Berichten einen Niedergang anstatt eines Aufschwungs in den — ja, wie soll ich mich ausdrücken? — in den Büchern und Rechenschaftsablegungen des Chicago-kontors konstatiert. Das heißt einzig in der Passagier-abteilung. Was die Fracht betrifft, so steht ihre Tätigkeit über jedes Lob erhaben da. Aber die Zeiten haben das eben so mit sich gebracht. So daß niemand denken soll, die Linie hätte Mr. Ranch auch nur das Geringste vorzuerwerfen. Im Gegenteil. Unsere Sachverständigen in London haben be schlossen, seine eminente Tüchtigkeit als Geschäftsführer und Rechenschaftsführer an anderer, schwierigerer und höherer Stelle zu verwerten. Wo, das ist noch nicht bestimmt. Für die nächste Zeit, bis neue Anordnungen getroffen werden können, wird Mr. Roth der Fracht- und Passagierabteilung vorstehen. Mr. Ranch wird, — wie die Londoner Direktion bestimmt hat — sofort seine Demission eingeben und auf weiteres ehrenvolles Abancement warten. Es tut mir leid, daß diese Ände-rungen ohne Zweifel eine stufenweise Ausmusterung des ge samten Personals bedeuten. Alles soll mit neuen Kräften organisiert werden. Aber das hat noch Zeit; und ich bin nicht eingeweiht in die Einzelheiten. Hier im Bureau bleibt Mr. W. A. Jay, als Assistent von Mr. Roth. Ay.

Diese ganze, lange Rede hatte Herr Wolsey tonlos und unnuanciert abgelesen, wie eine Rede bei einem öffentlichen Bankett. Jetzt sah er sich um, und ein Herr in grauem An zug, mit typisch englischem Portweingeficht und Ähnen, kurz geschneittenem Nackenbart kam auf ihn zu.

— Mr. Jay, stellte er vor. — Mr. Ranch. Mr. Roth. Beiden Agenten fiel es schwer, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben; aber die Gegenwart dieses Wolsey wirkte wie ein Rauberbann. Erst ging er in die Frachtabteilung und sah fünf Minuten lang in leisem Gespräch mit Mr. Roth zu sammen. Darauf schloß er sich zehn Minuten lang mit Mr. Ranch in dessen Privatkontor ein. Inzwischen unterhielt sich Herr Jay mit Herrn Swanson, und die beiden übrigen Herren promenierten umher und befaßen sich die Bilder und Schiffs-modelle. Schlag halb drei fuhren die Besucher, nach sekunden-schnellem Händeschütteln, wieder ab. Die rein handgreifliche Zeremonie der so lange erwarteten Umwälzung hatte genau eine halbe Stunde Zeit in Anspruch genommen. Die be treffenden offiziellen Dokumente waren jedenfalls schon unterwegs.

Nach Mr. Wolseys Verschwinden fiel über das ganze Kontor ein Druck, den niemand zu verhehlen oder zu heben versuchte. Sie waren alleamt entlassen oder wenigstens hatten sie das Gefühl, als wären sie es. Sogar Mr. Roth sah gedankenvoll, mit müder Miene und gerunzelter Stirn, da. Herr Ranch hatte ihn beglückwünscht, aber mit einem Blick hinter dem goldenen Kneifer, der deutlich besagte, auf geschoben sei nicht aufgehoben, falls die Jahre ihm günstig wären. Darauf hatte Herr Ranch sein Pult zugeschlossen und sich auf den Zug nach Evanston begeben.

Auch Helge sah völlig stumpf am Konossementtisch. In großen Stapeln lagen auf der breiten Platte Kopien von Frachtbriefen im Wert von Millionen. Alles war da, was zur Notdurft, zu Gemüt und Luxus des Menschen diene. Speisen, Kleider, Maschinen, Feuergetränke zum Wärmen, Beleben, Betäuben. Eisen- und Stahlwerkzeuge, um die Erde zur Saat zu bereiten, Apparate, um die Pflanze zu behandeln und verwandeln. Andere mechanische Erfindungen, um das

verschiedene Material weiter zu entwickeln und zu bearbeiten. Alles war da, auf den dünnen Papierblättern mit Nummer und Namen und Zeichen, Adressen und Gewicht und Wert und Anzahl. Nur nicht ein einziges bißchen Trost oder Hoffnung oder auch nur Dank für gute Behandlung.

Er schielte zu seinem Chef hinüber. Roth sah noch immer wie zuvor. Seine Zigarre war aus-gegangen, und eine kleine Aschenpyramide war auf seine Knie gefallen. Das semitische Profil war verschlossen und erust, fast streng. Bendel wagte keine Frage an ihn zu richten.

Es war, als wolle S. Matland Wolseys Schatten mitten im Kontor. Jeder der Anwesenden trug noch in der Netzhaut das phantastische Bild in Schwarz und Weiß, und hätten sie an die Decke emporgeblickt, so wäre der Mann sicher auf der gegippten Fläche in natürlicher Größe hervorgetreten. Bendel kam es vor, als sei der ganze Blighbesuch unwirklich gewesen.

Entlassen! War es möglich, daß diese dreißig Minuten möglicherweise den Ruin aller, die da rund um ihn her saßen, in sich schlossen. Und all derer, die von ihnen abhängig waren? Alles in allem mehrere hundert Individuen?

— Aber es ist ja unmöglich! rief er ganz laut.

Roth wandte hastig den Kopf.

— Was ist, Bendel? sagte er.

Helge stand auf.

— Ich möchte wissen, ob ich mich auf meine Entlassung gefaßt machen oder als entlassen betrachten soll, Mr. Roth! Der Agent schob die Lippen vor.

— Na, noch ist ja nichts im einzelnen bestimmt. Aber daß ich Sie behalte, Bendel, solange mein Wort etwas gilt, das ist ja klar.

Helge wurde kühner.

— Aber wenn Mr. Wolsey jemand hat, dem er eine Stellung verschaffen möchte, oder eben jemand anders — denn ich kenne doch das System bei einem Wechsel . . .

— Ich habe doch auch ein Wort mitzusprechen sagte Herr Roth kurz.

So nach und nach machte das Personal sich wieder an die Arbeit. Aber das Rattern der Schreibmaschinen klang sonderbar leblos, im Tippen, Klingeln und Signalisieren war etwas Lotes, und selbst das Krachen der Federn schien inhaltslos. Nur wenn in einem der großen Folianten in der Buch-führungsabteilung ein Blatt umgedreht wurde und im Wenden mit einem kleinen, scharfen Laut knackte, hörte das Geräusch sich sorglos und unbekümmert an. Aber das war auch ein ganz ungewöhnlich harter und kalter Knall — fast wie das Abdrücken eines Revolvers.

Jeder einzelne beeilte sich, die notwendige Tagesarbeit, die, der Kontrolle wegen, nicht auf morgen verschoben werden konnte, zu erledigen. Aber dann entfernte sich ohne weiteres einer um den anderen, lang vor Kontorschluß. Die Ver-heirateten sahen blaß und ernst aus; die Unverheirateten be-gaben sich in Gruppen zu den nächstliegenden Bars, um Mög-lichkeiten und Aussichten zu bereden. Die Stenographinnen schwachten ziemlich unbekümmert über das Ereignis des Tages, und die noch jungen und hübschen unter ihnen lachten sogar über die ganze Sache.

Um fünf Uhr ging Helge.

Ueber den nordwestlichen Teilen der Stadt schwamm ein roter Rauch, und in diesem Wolkendunst senkte sich die Sonne wie ein Feuer rad. Schlächtereigeruch schien aus der Erde zu steigen, sich von den Mauern zu lösen; es war, als ob der faule Atem der Stadt den Sonnenuntergang anhauchte. Die müden, stadtommer-schlaffen Gesichter der Fußgänger, ihre verschivigten Kleider, ihr kummeliger Gang, alles, die ganzen Gestalten, erschienen wie ausgewunden, ausgepreßt, wie durch eine Wäschemaschine gezogen. Und man konnte fast glauben, daß es die Ausdünnung dieser armen, halbtoten Geschöpfe war, die die Abendluft verpestete.

— Wohin soll ich gehen? Wohin soll ich gehen? Götter und Teufel — wohin soll ich gehen?

Bendel stand an einer Straßenecke und hielt sich an einem Laternenpfahl. Stumpfsinnig starrte er auf eine Stauung von aufgeregten klingelnden Trambahnwagen und las mechanisch am Dach eines umgestürzten Omnibusses: Parmelées Expres Co.

— Griff und Hannover sind fort, Martell hat Urlaub

und ist auch fort, bei Kugel ist kein Mensch, und außerdem hab' ich da noch Schulden.

Er sah die Freunde dabei in Schweden; und es ward zu einer langen, kühlen Meeresbucht, in der sie badeten. Schöne, kalte Wellenschläge. Lannenduft. Schwedisches Essen. Er hörte den Masseur lachen und janzchen wie einen Triton, daß es durch die waldigen Hügel schallte. Auch Griffs feine Züge zeigten einen Schimmer von Frieden und Glück — er hatte seine Mutter, dort, auf der Veranda der weißen Villa. Jetzt tutete ein Dampfer. Die Wellen plätscherten im Schiffsrohr.

— Was da! — Aufgepaßt! — Sin ist der Gaul!

Die Klingeln der Trambahnwagen läuteten schrill, und die Klänge und Verwünschungen der Führer ergossen sich wie knatternde Hagelschauer. Einem der Omnibuspferde, einem elefantengrauen Kentuckyhengst, war ein langes Gabelstück vom Sicherheitsnetz eines Trambahnwagens in die Flanke gedrungen, und es blutete stark. Auf zitternden Beinen, schnaubend vor Schmerzen, stand es nun, noch immer vor dem Wagen gespannt, mitten auf dem Gleise. Der Schuttmann zog seinen großen Colterevolver aus der Tasche. Der Menschenhaufen wich einen Schritt zurück. Der Mann setzte die Mündung der Waffe an eine bestimmte Stelle auf der Stirn des Pferdes, ungefähr mitten zwischen die Augen. Der Menschenring zog sich dichter zusammen, und Augen und idiotisch aufgesperrte Mäuler schienen alle starr auf die Stelle zu blicken, wo der Revolverlauf ruhte. Der Schuttmann drückte ab. Ein scharfer Knall. Das Pferd sank in die Knie, dann fiel es um und streckte, schon erstarrt, alle Viere von sich. Die Hufe schlugen auf das Gleise. Der Schuttmann steckte den Revolver wieder ein und lüftete den Helm, von dessen Schweißband braune Tropfen rollten. Die Zuschauer sahen einander stillschweigend an, mit einer Art blassem Lächeln, als sagten sie: So einfach ist es!

Eine Stimme sagte laut:

— Ich glaube, ich geh nach Hause und mach es ebenso! Bloß ganz wenige lachten

Das Riemenzeug wurde dem Pferd abgenommen, und ein paar Männer packten Mähne und Schwanz und schleppten den Kadaver zum linken Minnstein hinüber. Die Menge löste sich auf und die Trambahnwagen wickelten sich aus der Blockade heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Zäfers Erwachen.

Eine Skizze aus dem Bohèmeleben von Carl Mosburger.

Treppauf, treppab war er gepilgert, von Tür zu Tür, von Freund zu Freund, bis er endlich den Ströfus gefunden, der ihm etwas leihen konnte. Und dazu gleich fünf Gulden. Das Geld in den Händen, eilt er zur Tür hinaus. Vergessen ist im Nu die dreitägige Qual, vergessen die Müdigkeit, vergessen die Bitterkeit, die in ihm angehäuft gewesen — alles ist aufgesaugt von dem Bewußtsein: fünf Gulden zu besitzen.

Fünf Gulden! Nun rasch etwas Warmes in den Leib! Wohin? Ins Café! Da kann man dann noch eine Stunde bei Zeitungen sitzen. hm, ja: immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Scheffels Vater Hidigeigei könnte nicht klüger, praktischer und weiserfahrener sein! Also in das nächste Café.

Da ist eins! hm — er kann diese prunfenden, überladenen Cafés eigentlich nicht leiden. Da ist es so ungemütlich, da fühlt er sich gar nicht heimlich. Aber sein Stammcafé ist zu weit, draußen regnet's und seine Schuhe . . . ah, hol's der Teufel, hinein!

Er tritt hastig ein, hängt den Hut an die Wand und ruft:

„Kellner — eine Melange!“

Dann läßt er sich in einen Stuhl nieder und sinnt.

Der Kellner mißt den Gast mit einem prüfenden Blick. hm, — Kleider schöfel, ohne Schirm und Ueberrock in diesem Wetter — Kategorie: drei Kreuzer Trinkgeld — hat Zeit!

Der so Taxierte aber sinnt: hm — fünf Gulden — das wird ja für die nächsten vier Tage reichen — freilich, natürlich! Da kann er sogar den Bojaren spielen! Fünf Gulden — ja, das reicht! Und nach vier Tagen ist wieder ein Honorar fällig. Das ist ja herrlich — vier sorgenfreie Tage — famos!

Der Kellner stößt im Vorübergehen an seinen Sessel. Das macht ihn auffahren. Donnerwetter, er hat doch eine Melange bestellt. Wo bleibt die?

„Sie Kellner — wo bleibt meine Melange?“

Ein kurzes „Sofort!“ und der Kellner enteilt.

hm — vier sorgenfreie Tage, grübelt er weiter. Da kann er ja eigentlich das Zeug, das er begonnen hat, vollenden. Natürlich, damit wird er fertig. Und wenn's gut geht, kann er sogar die Novelle beginnen, die er schon acht Tage guter Hoffnung mit sich herumträgt. Natürlich — das geht auch.

Uebermorgen kann er mit dem Zeug fertig sein, und dann sofort an die andere Arbeit geschritten. Das ist großartig — vier sorgenfreie Tage — vier Tage der Arbeit. —

Eine Gesellschaft tritt laut und lärmend ein. Der Kellner eilt entgegen, nimmt allen Schirm und Stock und Hut ab und bringt diese in Gewahrjam. Dann fragt er, was die Herrschaften wünschen und eilt fort.

Aber — was ist denn das?! Der Tisch vor ihm noch immer leer? Zum Teufel hinein — er hat doch eine Melange bestellt! Ja, was glaubt denn der Kellner! Meint er vielleicht . . . ah, natürlich, der rechnet nur auf zwei, drei Kreuzer Trinkgeld und deshalb . . . Ist das auch so einer, der die Leute nach dem Noa einschätzt? Denn nur das ist es . . . o, die Leut' hat er g'fressen! Es passiert ihm manchmal — aber, Herrgott, wenn man kein Geld hat, heißt es still sein und vieles herunterzuschlucken. Der leichte Sad drückt so schwer . . . man wird ganz eingeschüchtert, man läßt auf sich heruntreteten, aber heut' — Herrgott, Donnerwetter, das läßt er sich heute nicht gefallen! Absolut nicht! Er hat schon zu vielem geschwiegen — hm, aber ist denn unferneins ein Hund? — Sui, Kerl, du sollst spizen, du sollst die Augen aufreißen!

Beleidigt weggehen? Nein, just nicht! Er bleibt, und er wird dem Kerl zeigen, was los ist. Das wär' nicht schlecht, daß dieses Volk einem alles bieten darf! Er soll an ihn denken!

Und sein ganzer Stolz bäumt sich auf. Er rückt den Sessel zurück, erhebt sich und ruft in mehr künstlichem als echtem Born, daß es durch das Lokal dröhnt:

„Zum Teufel, ich hab' doch eine Melange bestellt! Was ist das für eine Wirtschaft!“

Die Gäste und der Kellner blicken auf den Schreier, doch den überkommt jetzt wirklich die Wut. Er redt sich empor, schlägt auf den Tisch und schreit weiter:

„Das soll ein Kaffeehaus sein? Wo ist der Zahlmarkör? Her mit ihm! Oder rufen S' mir den Herrn!“

Der Kellner enteilt eingeschüchtert, der Markör kommt, beschwichtigt den Erzürnten und bittet um Entschuldigung: es sei nur ein Versehen. Aber alles umsonst.

„Larifar!“ grollt er weiter. „Mir machen Sie nichts vor! Ich weiß, was ich weiß. Was ist das für eine Mode, Unterschiebe bei den Gästen zu machen? Ist mein Geld weniger wert? hm — oder ich selbst? Ja, schau'n S' nur! Schau'n S' nur! Alle, wie sie da sind im Café — keiner ist mehr als ich! Eher weniger — aber stark weniger! Und wenn s' auch mehr Geld hab'n — dann hab'n s' auch weniger Verstand! — Sie, nehmen Sie den Kaffee nur wieder zurück!“ ruft er dem Kellner zu, der mit dem Bestellen herbeieilt, und zu dem Markör gewendet: „Bon dem da will ich nicht bedient sein. Schicken Sie mir einen anderen Kellner her, und der soll mir bringen — hm — einen Tee — und einen Aufschnitt — hm — und dann . . . dann . . . eine Flasche Bisslauer! So — jetzt wissen Sie's! Und das mit dem die Gäste behandeln . . . das lassen Sie sich vergehen!“

„Aber, bitte . . .“

„Geh'n S', geh'n S'! Hör'n S' auf mit den vielen Reden und schau'n S', daß ich lieber bald meine Sachen bekomme!“

Der Kellner enteilt dienstfertig und bald stehen die bestellten Herrlichkeiten vor ihm.

Er schmunzelt vergnügt. hm — eigentlich ist das komisch, wie er zu den Sachen kommt. Aber dem Kellner hat er es gezeigt — der wird sich das hinter die Ohren schreiben. Na, und ob! Der Tee ist nicht schlecht — aber trotzdem — Bojaren spielen — Hälfte stehen lassen — und vom Aufschnitt nur einige Scheiben — sodann den Teller von sich schieben. Nur den Wein trinkt er zur Gänze — ah — Bisslauer! Und wie ihm der durch die Adern rinnt, wird er vergnügt und heiter.

Ah — dem Kerl, dem Kellner, hat er's gegeben! Das war famos — das war prächtig. Wie der geschaut hat! Aber noch einen Spaß, noch einen Hauptspaß gönnt er sich! Hol's der Teufel, das ist schon alles eins! Ohupst wie g'sprungen!

„Zahlen!“

Er bezahlt die Beche und ist mit dem Trinkgeld so freigebig, daß ihm noch zwei Gulden übrig bleiben. Dann sagt er langsam:

„Holen Sie mir einen Fiaker!“

Man holt ihn herbei, er besteigt den Wagen und ruft dem Kutscher die Wohnung zu. Dann lehnt er sich behaglich auf dem schwellenden Sitze zurück und ist kreuzfidel. —

Am Abend redt und streckt er sich in seinem Zimmer. Mit der Arbeit und den vier sorgenfreien Tagen ist es freilich nichts, aber darüber grämt er sich nicht.

„s Geld is pfutsch!“ kröhlet er sich. „Aber dem Kerl hab' ich es gezeigt! Und dann — da d'rin, in der Brust, lebt noch der Zäfer — den machen sie mir nicht kaput — und das ist auch Geld wert! Das ist Geld wert!“

„Aktuelles“ aus alten Zeitungen!

In einem überaus verdienstlichen Werke „Das Neueste von gestern“, das im Verlage von Albert Langen in München erschienen ist und im ganzen fünf Bände umfaßt, hat Eberhard Buchner eine unendliche Fülle von kulturhistorisch bedeutendem Material

aus den deutschen Zeitungen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammengetragen. Wer ein wirklich lebendiges Bild von jenen Zeiten bekommen will, wird künftig an diesen Bänden Buchners nicht vorübergehen können. Es liegt in ihnen ein ungeheurer Sammler, und Sichterfleiß, und wenn man alle diese Dokumente, die da zusammengetragen sind, nicht nur durchblättert, sondern wirklich durchsüht und liest, so wird man dem innersten Wesen jener vergangenen Zeiten viel näher kommen als durch die Lektüre so manchen didleibigen Geschichtswerkes. Denn hier wird nicht über die Zeit berichtet — hier spricht die Zeit selbst zu uns in all der lebensvollen Unmittelbarkeit, wie sie vor der Erfindung des Kinos nur die Zeitung späteren Geschlechtern zu überliefern vermochte.

Doch wir wollen hier keine Rezension schreiben. Wir wollen heute nichts anderes, als aus der überwältigenden Masse des in Buchners Bänden aufgestapelten Materials auf gut Glück ein paar Notizen herausgreifen, die uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts verbliüffend „modern“ anmuten, die, wie es in der Zeitungssprache von heute heißt, durchaus den Reiz der „Aktualität“ haben und die uns zeigen, daß so manches, auf das wir heute mit mehr oder weniger Recht stolz sind, seine Wurzeln in längst vergangenen Tagen hat.

Auf was z. B. sind wir wohl stolzer als auf unsere „Erobering der Luft“? Wie sehr man sich aber vor bereits 125 Jahren mit Fragen der Luftschiffahrt befaßte, zeigt uns — um nur diese eine herauszugreifen — die Nr. 102 der Berliner „Vossischen Zeitung“ vom Jahre 1784. In dieser einen Nummer finden wir nicht weniger als 5 Berichte aus verschiedenen Städten über Versuche, die man mit Luftfahrzeugen gemacht hat. So wird aus Vordeauz berichtet, daß dort zwei Erfinder Versuche „mit einer großen aerostatischen Maschine“ gemacht hatten, die „70 Fuß im Durchmesser“ hatte. Sechs Stunden lang sind die Herren auch wirklich in der Luft herumgeschwungen, dann aber ist (ganz wie so oft auch heute!) ihre Maschine verbrannt, „da sie eben die Erde berührte“. Ein in Chelsea erbautes Luftfahrzeug, das hundert Fuß im Durchmesser hatte, wurde von den bei seinem ersten Aufstieg angeammelten Volksmassen (über 30 000 Menschen sollen zusammengelaufen sein!) zerstört. Auch bei Köln fiel ein Luftfahrzeug nach seinem ersten Aufstieg der Zerstörung durch die Bauern anheim, in Mainz wiederum verbrannte ein Luftballon, an dessen Herstellung der Erbauer fünf Monate gearbeitet hatte, beim ersten Versuch, und in Rom wurde zu gleicher Zeit die Luftschiffahrt überhaupt verboten!

Alle diese Berichte bringt, wie gesagt, eine einzige Nummer der „Vossischen Zeitung“. Im ganzen hat Buchner aus deutschen Zeitungen allein aus der Zeit von 1750 bis 1787 (d. h. im dritten Bande seiner Sammlung) nicht weniger als 45 zum Teil sehr interessante und ausführliche Artikel über Luftschiffahrt zusammengestellt, wobei Mitteilungen wie jene erwähnten 6 aus einer Zeitungsnummer immer nur als ein Artikel gerechnet sind.

Neben der Luftschiffahrt sind wir Menschen von heute besonders stolz auf die Erfindung des Automobils. Auch da macht uns Buchner heischen, indem er uns, gleichfalls aus der „Vossischen Zeitung“, und zwar unter dem 26. Mai 1769, die Nachricht mitteilt, daß zu London jemand „eine Art von Fuhrwerk erfunden hat, welches ganz von selbst geht und wogu man keine Pferde oder sonst etwas, das selbe zu ziehen, gebraucht“. Also: ein Automobil!

Auch die Stenographie halten die meisten Leser gewiß für eine Errungenschaft zwar nicht des zwanzigsten, wohl aber des neunzehnten Jahrhunderts. Demgegenüber sei festgestellt, daß nicht nur die alten Römer schon eine Art von Schnellschrift kannten, über deren Einzelheiten wir allerdings nicht mehr unterrichtet sind, sondern daß auch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wieder — hundert Jahre vor Gabelberger! — eine Schnellschrift erfunden worden ist. Wenigstens meldet im Jahre 1725, in seiner Nr. 78, der „Hamburgische Korrespondent“ aus London, den 4. Mai, das Folgende:

„Für Herrn Jacob Westen wird ein Patent ausgefertigt, kraft dessen er allein befugt ist, von der Tachygraphie (Kurzschrift) was im Druck zu geben und zu zeigen, wie man durch einen oder gar wenige Charaktere (Schriftzeichen) ganze Wörter exprimieren (ausdrücken) könne, welches dem Publika großen Vorteil bringet, im Falle man sich solcher Methode bedienen will.“

Auch sonst mutet uns sehr viel aus diesen alten Zeitungen überaus modern an. In Berlin und wohl auch in manchen anderen Großstädten grassiert z. B. seit Jahr und Tag der grobe Unfug, daß sich gewisse Kaffeehäuser allerlei Abnormitäten engagieren, die dort als Kapellmeister oder Musiker auftreten müssen. Das sind dann immer besonders große „Attraktionen“. Auch dieser Unfug ist schon einmal dagewesen — vor fast einhundert und fünfzig Jahren! Es berichtet nämlich die „Vossische Zeitung“ in ihrer Nr. 126 des Jahrganges 1771:

„Die Kaffeehäuser in Paris werden jetzt wenig oder gar nicht besucht, und die Cafetiers sind darüber sehr verlegen. Einer von ihnen hat sich zu helfen gesucht. Er hat ein Konzert aus lauter blinden Musikanten eingerichtet und zu dem Ende (Zwecke) viele blinde Bettler, die singen und spielen, von der Straße genommen, sie grotesk gekleidet und nebeneinander auf ein besonders gebautes Orchester hingestellt, vor jedem ein Licht,

auch am hellen Tage, hingesezt, und einen Bogen Noten hingeleget. Hier singen sie wechselweise Caffenlieder, und wenn einer singet, so accompagnieren (begleiten) ihn die anderen alle . . .

. . . Ein anderer Cafetier hat diese Erfindung nachahmen wollen und ein Konzert von lauter Budlichten angelegt, allein mit minderm Beifall; das Publikum dort sieht lieber einen, der seine Augen, als einen, der einen Budel hat.“

Zu den wirksamsten und angeblich „modernsten“ Methoden der Heilwissenschaft gehört bei sehr zahlreichen Leiden heute die sogenannte Vibrationsmassage. Daß man deren Heilwert, wenn natürlich auch nicht in der heutigen Form, schon im achtzehnten Jahrhundert sehr wohl zu schätzen wußte, zeigt ein längerer Artikel der „Vossischen Zeitung“ aus dem Jahre 1773 (Nr. 95); allerdings war die Anwendung dieser Massagen damals nur von den Reichsten möglich: kostete der Apparat, der die Gestalt einer eleganten Kutsche hatte, doch nicht weniger als zweitausend Taler. Und wer die Vorteile solcher Vibrationsmassage damals genießen wollte, konnte sie sich nicht, wie heute, beim Arzt verabreichen lassen, sondern mußte sich selbst eine derartige Vibrationskutsche zulegen.

Auch Klagen über die — a l l z u h o h e n S t ü t e d e r D a m e n w e l t sind nichts Neues. Im Jahre 1776 (Nr. 36) berichtet die „Vossische Zeitung“ aus Edinburgh in Schottland, die Frauenhüte hätten einen so ungeheuren Umfang angenommen, daß ihre Trägerinnen außerstande seien, in den „gewöhnlichen Postschajen“ (Kutschen) noch Platz zu finden.

Dann wieder hören wir von der Erfindung eines Seismographen (Erdbebenmessers), der die Erdbeben sogar noch vor ihrem Eintreten registriert haben soll, demnach also anscheinend noch mehr geleistet hätte als die berühmten Meldeinstrumente für Erdbeben in unseren Tagen! Es heißt nämlich in Nr. 77 der „Vossischen Zeitung“ (Jahrgang 1783) in einer italienischen Korrespondenz vom 4. Juni:

„Der berühmte Mechanikus Salsano in Neapolis hat eine Maschine erfunden, wodurch die Erdbeben und ihre Richtung vor ihrer Wirklichkeit genau angezeigt werden. Entspricht diese Maschine ihrem Zweck, so verdient der Erfinder eine Bildsäule.“

Der Kampf zwischen Kaffee und Kaffeesurrogaten, der auch heute noch häufig die Gerichte beschäftigt — kürzlich befaßte sich erst wieder ein Dresdener Gericht mit der Zulässigkeit der Bezeichnung „Kaffee“ für gewisse Surrogate — ist auch schon über zweihundert Jahre alt. In Nr. 18 der „Mercurii Relation“ (München) wird nämlich im Jahre 1692 aus Paris von einem Prozeß gegen diejenigen berichtet, „welche von hart gebröcktem Roden (Roggen)- oder Gersten-Brod nachgemachtes Cofee verkaufen“.

Nicht jeder wird wissen, daß auch das Universitätsstudium und die akademische Lehrtätigkeit von Frauen schon auf eine Geschichte von Jahrhunderten zurückblicken. In den Zeitungsberichten aus dem achtzehnten Jahrhundert ist sehr häufig von studierten Frauen die Rede; nur eine derartige Meldung sei statt vieler hier mitgeteilt: die „Vossische Zeitung“ berichtet in der Nr. 128 unter dem 16. September 1732 aus Bologna:

„Mittwochs wurde in dem gesammten Rath beschloffen, der neuen Doktorin Laura Maria Bassi die Haltung derer öffentlichen Kollegien samt einer jährlichen Besoldung zugestehen und indeme sie auch schon bereit ist, inkrubem die erste Lektion zu halten, als wird darbey der ganze Rath, und viele ausländische sowohl Adelspersonen als Gelehrte erscheinen.“

Auch von der Hypnose und den Wundern der Elektrizität, von künstlich erzeugter Kälte, von Statistik, von wissenschaftlicher Wetterbeobachtung und wissenschaftlicher Erforschung der Luft, von der Jesuitenfrage und von unerhörten Uebergriffen der Polizei, von dem gelegentlichen Auftauchen des — Ritualmordmördchens und von vielen, vielen anderen heute noch sehr „aktuellen“ Dingen ist in den alten Zeitungen gar oft die Rede. Konrad Haenisch.

Kleines feuilleton.

Millionen, die sie nicht erreichten. Wenn die großen Maler die Höchstpreise bekämen, die für ihre Bilder bezahlt werden — das ist ein Gedanke, den Louis Gillet in einem Aufsatz der „Lectures pour Tous“ ausmalt. Millionen und aber Millionen sind es, die den eigentlichen Schöpfer dieser Werke nicht erreichen, ja zumeist erst erzielt werden, wenn den Künstler schon längst die Kasse Erde deckt. Manche moderne Meister sehen freilich noch diese Summen einem anderen Bestimmungsort zufließen. Für die Bilder von Degas sind bereits Millionen bezahlt worden, während der große Impressionist in bescheidenen Verhältnissen lebt; aber er sieht dieser Ungerechtigkeit des Schicksals ohne Bitterkeit zu. Als man ihm den Retorpreis seiner Werke, den Preis von 435 000 Frank für die Tänzerin an der Uebungsstange, meldete, sagte er mit seiner brüsten Ironie: „Bah, ich bin darauf so stolz, wie das Pferd, das den Grand-Priz gewinnt: ich habe immer nur meinen Hafter!“ Der Wert der Werke von Degas hat sich bei seinen Lebzeiten bereits mehr als verzweihundertfach.

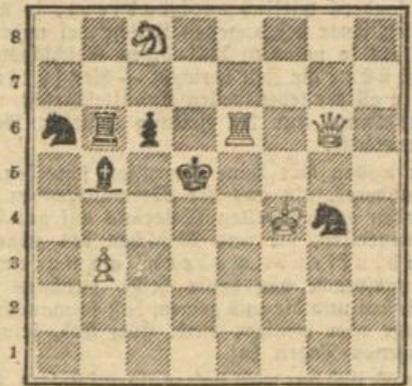
Auch Millet erreichten die Millionen nicht, die seine Gemälde brachten und bringen. In welchem Glend hatte er den berühmten „Angelus“ geschaffen, der nachher für 800 000 Frank aus Amerika

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Unser Turnier: Motto „Renard“.

a b c d e f g h



2+ (20-21) I. 1)

zurückgekauft wurde; er selbst war froh, daß er 500 Frank dafür bekam. Wie hart hat sein Freund Theodore Rousseau, der große Landschaftler von Barbizon um seinen Lebensunterhalt gekämpft. 1850 verkaufte er 53 Bilder, das Stück zu weniger als 300 Frank. Seine „Kastanienallee“, für die er 1841 200 Frank erhalten hatte, wurde 1912 auf der Versteigerung Sarcaus für 270 000 Frank verkauft. Auf derselben Versteigerung brachte Delacroix' „Ermordung des Bischofs von Lüttich“, für die er mit Mühe und Not 300 Louisdor bekommen hatte, 205 000 Frank, und für Bilder Corots sind in den letzten 1½ Jahren weit über 4 Millionen Frank bezahlt worden.

Je weiter man in die Vergangenheit hinabsteigt, desto zahlreicher werden die Millionen, die sie nicht erreichten, desto größer ist der Gegenjah zwischen dem, was der Maler erhielt, und was heute bezahlt wird. Unter den Meistern des 18. Jahrhunderts werden Franzosen und Engländer vielfach mit Gold aufgewogen. In ähnlicher Weise sind die Preise für die großen Engländer ins Riesige gewachsen; sie werden aber noch von den Holländern übertroffen. Als das erstmal mehr als 100 000 Frank für ein Bild von Rembrandt gezahlt wurden (1807), erregte das das größte Erstaunen. Heute ist ein Preis von einer Million und mehr schon nichts Ungewöhnliches. Bierpont Morgan zahlte für seinen Maffael eine Million; Velasquez' „Venus vor dem Spiegel“ kostete 1 700 000 Frank, und sein Olivares-Porträt wurde von Huntington für 2 Millionen Frank erworben. Wollte man ausrechnen, was heute Rembrandts Gesamtwerk wert ist und setzt man dabei jedes Bild mit 800 000 Frank an, wobei unschätzbare Werke wie die „Nachtwache“ und die „Staatsmesters“ geringere Bilder aufwiegen, berechnet die Menge der Zeichnungen und Radierungen zu den Preisen, die sie jetzt erzielen, so kommt man mit Leichtigkeit auf eine Milliarde, wovon freilich den Meister, der im Elend gestorben ist, nichts erreichte . . .

Aus dem Tierreiche.

Die Pégouds des Tierreiches. Die Flugmaschine übertrifft den Tierflug! Hinter diese Behauptung, die angesichts der erstaunlichen Leistungen des Flugakrobaten Pégoud ausgesprochen worden ist, wird ein gründlicher Kenner des Tierfluges ein dickes Fragezeichen machen. Pégoud macht steile Sturzflüge, dreht sich auf einem Flügel um und überschlägt sich in der Luft — und all dies und noch mehr findet sich im Tierreich.

Wer weiß, beispielsweise, wie die Kolibri die Luft beherrschen? In Europa hat man freilich selten oder nie Gelegenheit, sie zu sehen, weil sie den Verstand nicht vertragen, aber sie sind in der neuen Welt so oft und so gut beobachtet worden, daß man sich nach Beschreibungen ein gutes Bild ihres Fluges machen kann. Diese winzigsten aller Vögel bedienen sich eines „Schwirrfluges“, bei dem die Flügelbewegung so rasch ist, daß man sie nicht erkennen kann, vielmehr ist „ein nebliger Kreis von Undeutlichkeit auf jeder Seite des Körpers alles, was sich wahrnehmen läßt“, wie Gould, der Verfasser des ausführlichen Werkes über die Vogelwelt sich ausdrückt. Nach eben diesem Forscher vermag „der Kolibri sich durch seine eigentümliche Flügelbewegung im Kreise zu drehen, er kann vorwärts und rückwärts fliegen, ja sogar in gedankenschnellem Fluge sich senkrecht in die Höhe schellen, wie ein geworfener Stein“. Kolibris können sich überdies, ebenso wie manche Insekten und einige Vögel, die „rütteln“, am Ort schwebend halten. Vom Uberschlagen in der Luft ist beim Kolibri allerdings nicht die Rede.

Von der Rauchschnäbel befundet Naumann, wohl der größte deutsche Vogelkennner, daß sie sich im Fluge überschlagen kann; die gleiche Beobachtung kann man an dem blühschnellen Mauersegler machen, und noch besser erkennbar, weil langsamer, führt der Tümmler dieses „Looping the loop“ in der Luft aus. Diese fast über die ganze Welt verbreitete Rasse der Tauben hat ihren Namen von der Eigentümlichkeit ihres Fluges: sie fliegt in die Höhe und überschlägt sich dann plötzlich mehrere Male hintereinander rückwärts. Man kann übrigens einige Vögel zu diesem Kunststücke abrichten. Vor sieben oder acht Jahren, so berichtet er, trat in einem Pariser Varieté ein Engländer auf, dessen abgerichtete Tauben 50 Zentimeter über einem Tische einen Uberschlag rückwärts in der Luft ausführten. Das gleiche berichtet er von einem Raben und einigen Tauben, die er zu diesem Kunststücke abgerichtet worden waren.

Sturzflüge führen verschiedene Tiere aus, so Raubvögel, wenn sie nach Beute stoßen, und ebenso die Libellen. Ein afrikanischer Vogel, der Gausler, trägt wegen seiner Luftkunststücke in seiner Heimat den Namen „Himmelsaffe“. Er ist imstande, wahre Luftsprünge auszuführen. Oft hält er sich minutenlang mit schräg aufwärts ausbreiteten Flügeln am Orte schwebend, dann schlägt er die Flügel mit lautem Geräusch zusammen und macht einen purzelnden Sprung, bei dem er sich beinahe überschlägt. Einer unserer bekanntesten einheimischen Vögel, der Stiehl, zeigt bei seinem drolligen Schnorkelfuge auch viel Gewandtheit; er vermag senkrecht auf und ab zu steigen und sich unbewegt am Ort zu halten. Die merkwürdigsten Flugkünstler finden sich im Reiche der Insekten. Jede Stubenfliege muß auf dem Kopfe fliegen können, denn sonst könnte sie nicht, aus dem freien Fluge kommend, sich plötzlich an der Decke des Zimmers festsetzen und von dort, also mit dem Rücken nach unten, wieder abfliegen.

Am 30. November hielt Dr. S. Tarrasch in der Berliner Schachgesellschaft einen Vortrag, der im voraus unter der Bezeichnung angekündigt war: „Die Lösung eines Schachproblems auf mathematischem Wege“. Ein zahlreiches Auditorium war auf die Sensation sehr gespannt, weil es sich einbildete, es handele sich um die Mitteilung einer allgemeinen, also auf allerlei „Probleme“ (Mattiührung in einer bestimmten Höchstzahl von Zügen) anwendbaren Lösungsmethode. In den Presseberichten spiegelt sich jedoch eine naturgemäße Enttäuschung des Publikums ab, da es sich herausstellte, daß es sich nur um die Lösung einer einzigen „Endspieltudie“ (also ohne Einschränkung der Zügezahl) handelte, die, von einem gewissen Lococo herrührend, wie folgt aussieht: „Weiß — Ka1; BB d5, e4 und g3. Schwarz — Kg8; BB d7, d6 und g4. Weiß am Zuge soll“ (angeblich) „gewinnen können“. Die Lösung besteht nach Dr. Tarrasch in: „1. Kb1, Kh8“ (?); „2. Kb2, Kg8; 3. Kb3, Kg7; 4. Kc3, Kf7; 5. Kc4, Kg6; 6. Kd3, Kf6; 7. Kd4 nebst e4—e5 und Gevinnstellung“. Soweit wir einsehen, scheint uns diese Lösung mindestens lächerlich, vielleicht gar überhaupt inkorrekt? . . . Denn nach „1. Kb1“, „Kg8—g7! sehen wir noch keinen Gewinn für Weiß. 3. B.: 2. Kb2, Kh8! oder 2. Kc2, Kh7! oder 2. Ka2, Kh7 oder 2. Ka1, Kg8 usw. Im weiteren Verlauf des immerhin interessanten Tempospieles der beiden Könige sind folgende Feldergruppen zu merken: 1. a1, a3, c3, und g7; 2. a2, c2 und h7; 3. b1, b3 und g8; 4. b2 und h8; 5. d2 und h6; 6. e4, e3 und entsprechend f7, g5; 7. d4, e2 und entsprechend f6, h5; endlich 8. d3 und g6. Um nicht in Verloststellung zu geraten, muß Schwarz tragen, seinen König immer auf einem Felde derselben Gruppe zu postieren, das sein Opponent einnimmt und, kann er es nicht, so wenigstens eine Feldergruppe zu betreten, die momentan für den Gegner noch nicht erreichbar ist. (Selbstverständlich unter fortwährender Verhinderung von e4—e5 oder Kc3—f4.) Diese Methode der Einteilung des in Frage kommenden Terrains in einzelne Gruppen untereinander korrespondierender Felder ist schon längst von D. T. Blatth in Budapest und J. de Quehlar in Marseille für gewisse Tempospiele entdeckt und zuletzt von D. Przepiora in München, der hierauf selbstständig gekommen war, genau beschrieben worden. Er nannte sie die Methode der „eindeutigen Beziehung“, ein Ausdruck, der auch in der Mathematik vorkommt. Nur dieser „Ausdruck“ veranlaßte Dr. T., in die Bezeichnung seines Vortrages den angeblich „mathematischen Weg“ einzuführen, was von den Berichterstattern der Presse gerügt wird. Denn mit der Mathematik hat die Sache inmerklich wirklich nichts zu tun! . . . Im übrigen müssen wir noch bemerken, daß wir selbst schon längst, am 25. Februar und 4. März 1911 (!) nämlich, unseren Lesern über das Thema berichtet haben und zwar unter Vorführung zweier korrekter, illustrierender Endspieltudien von D. T. Blatth und Dr. Em. Lasker, während die Korrektheit der obigen Lococischen Stellung uns noch mindestens zweifelhaft scheint.

Vorgabepartie.

Weiß gab die Dame (?) vor.

Dr. S. Tarrasch.

- | | |
|-----------|-------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 |
| 2. f2—f4 | d7—d6 |
| 3. d2—d3 | f7—f5 |
| 4. Sb1—c3 | f5×e4 |
| 5. d3×e4 | a7—a6 |
| 6. f4×e5 | d3×e5 |

Amateur.

7. Sg1—f3

8. Le1—g5

8.

9. Ta1—d1

10. Td1—d8†

11. Lf1—c4†

12. Lf3×e5†

Lf8—b4

Dd8—d6?

Dd6—g6?

Ke8—f7

Dg6—e6

Dd8—d6?

Dd6—g6?